

Winfried Engler

Transitive oder intransitive Zeichen

Theorien postmoderner Tiefenlosigkeit¹

Vortrag vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 11. März 2010

Ein Merkmal postrevolutionärer Weltmodelle ist seit 1789 die Neujustierung von Kategorien und Kriterien in immer kürzeren Intervallen. Die Geisteswissenschaften verfolgen diese Tendenz bei den sich konstituierenden, noch nicht etablierten positivistischen Sozialwissenschaften seit Auguste Comte, der französischen Rezeption von Evolutionsmodellen seit Charles Darwin und der Physiologie, die seit Claude Bernard mit klinischen Methoden die Charakterkunde als Passepartout nicht nur der literarischen Moralistik entwertet. Neue Prinzipien orientieren die Debatte, *Poetizität* oder *Literarizität* und *Theorie* ersetzt kunstphilosophisch fundierte Normativität, die seit der Aristoteles- und Horazrezeption unangefochten gilt, bis die Kulturrevolution als Emanzipation und damit Vollendung der politischen Revolution gefordert wird.² Strittig werden dadurch Teilaspekte wie der Bezug des Akts der Codierung eines Textes zur pragmatischen Decodierung, ferner die Aufmerksamkeitsleistung des Adressaten, der, soweit er unterrichtet ist, sowohl den Kontext der Entstehung des ihm vorliegenden Werks als die historische Situation seines aktuellen Lesevorgangs abstimmt, um durch die Lektüre Textsinn zu konstituieren.³

1 Überarbeiteter Text des Vortrags vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften, angereichert um wertvolle Hinweise aus der Diskussion.

2 Tzvetan Todorov figuriert mit der Anthologie russischer Formalisten, *Théorie de la littérature* (1965), als relevante Referenz, um die Hermeneutiklastigkeit theoretischer Ansätze zu neutralisieren und durch die Bindung der Literarizität an Aussageintentionen Autor, Figur, Adressat, Text, Architekt und Kontext zu thematisieren. Namentlich Gérard Genette (*Palimpsestes*, 1982) betreibt die Ausdifferenzierung dieses Projekts.

3 Zu diesem Problem der „Horizontverschmelzung“ siehe Hans Robert Jauf: *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a.M. 1970, 185 ff. Zum späteren Jauß der „Horizontvermittlung“ siehe kritisch Joachim Küpper: „Grenzen der Horizontverschmelzung. Überlegungen zu Hermeneutik und Archäologie“, in: Werner Helmich et al. (Hrsg.): *Poetologische Umbrüche. Romanistische Studien zu Ehren von Ulrich Schulz-Buschhaus*, München 2002, 428–451, hier 434.

Orientierungsinstanz Zola

Der erste Schriftsteller, der seine Anthropologie radikal modernisiert („la formule de la science moderne appliquée à la littérature“) und zur Beglaubigung des „roman expérimental“ umfangreiche Metatexte liefert, ist Zola. Fiktion und Theorie entwickeln von nun an ungleiche, indessen gleichwertige Diskurse; Robbe-Grillet steht seit den 1950er Jahren dafür. Dass Zola die fast zeitgleich von Flaubert praktizierte ironisierte Mimesis als Schock illusionsloser Erzählform mit illusionsbelasteten und illusionsbelassenen Figuren nicht fortschreibt, versteht sich, da sein Großprojekt, Pandämonium des *Second Empire*, durch wechselseitige *mise en abyme* Bilder der Erkrankung einer Sippe und einer politischen Clique als Stationen eines operettenhaften Reichs des Untergangs ineinander projiziert; signifikantes Verb der Perversion ist „décomposer“. Es ist den biologischen und ethischen Diskursen der komponierenden Instanz wie der Figurenperspektiven unterlegt. Im Stil Balzacs erzählt und kommentiert in ungebrochener Allwissenheit ein Erzähler. Seine Stimme verbürgt über die Wahrscheinlichkeit hinaus Authentizität der erzählten Welt und bestätigt, anscheinend naturalismuswidrig, dass Eros und Thanatos zeitentbunden wirken, weil immer noch Chronos den Mythos nicht regiert. Die Zeitlosigkeit der Mythen und die historisch unverwechselbaren Zeitpunkte der naturalistischen Anthropologie vertragen sich. Wenn in *Nana* (1880) am 15. Juli 1870 der Schlusspunkt der erzählten Zeit gesetzt ist, bestimmt dieses Datum den historischen Tag der pseudoparlamentarischen Bewilligung letzter, verspielter Kriegskredite. Der Inszenierung des Todes der Nana, deren Werk vollbracht ist,⁴ wird die blasphemische Konnotation entzogen, wenn simultan, und mit leitmotivischer Insistenz auf den letzten Seiten, der fanatisierte Straßenpöbel, Proletarier und Kleinbürger, der von der Madeleine zur Bastille am Grand Hotel, wo die Tote liegt, vorbei zieht, das imperiale Kriegsziel herauschreit: „À Berlin!“! Das Zolapublikum von 1880 lebt mit der bitteren nationalen Erfahrung, dass 5 Milliarden Kriegsreparationen nach Berlin fließen,⁵ und ein Kaiser, in Versailles proklamiert, dort resi-

4 Siehe Zola: *Nana*. Chronologie et introduction par Roger Ripoll, Paris 1968, 422: „Son œuvre de ruine et de mort était faite, la mouche envolée de l'ordure des faubourgs, apportant le ferment des pourritures sociales, avait empoisonné ces hommes, rien qu'à se poser sur eux. C'était bien, c'était juste, elle avait vengé son monde, les gueux et les abandonnés.“

5 Zur Rolle der Bankiers Gerson Bleichröder, des Vermögensverwalters Bismarcks, und Alphonse de Rothschild beim Transfer sowie der vorzeitigen Abwicklung der Kriegsschuld (1873 statt 1874) siehe Pierre-Paul Sagave: *Berlin–Paris 1871*, Frankfurt a.M. 1971, 152 ff.

diert, während Napoleon III. in preußische Gefangenschaft gefallen ist und nach seiner Entlassung an den Folgen einer Operation stirbt. Zolas Welt Darstellung, Bildfolgen, die illustrieren, warum der Operettenstaat überstürzt vom Spielplan genommen wird, vervollständigt das Krankenblatt des Regimes um Episteme, die der Fiktion eigen sind.⁶

Vorläufig zum letzten Mal in der Narrativik wird damit von Zola der bevorstehende Eintritt der Literatur in die Krise ihres eigenen Wirklichkeitsbegriffs aufgehalten, während seine jüngeren Zeitgenossen, Proust und Gide, intensive Flaubertleser, bereits die Erzählbarkeit vorgängiger Wirklichkeit problematisieren.⁷ Mit genuinen epistemischen Systemen, die ein fragloses Abbilden und Ausdeuten bezweifeln, konstituiert und legitimiert sich die literarische Postmoderne gezielt als Negativierung des dominanten naturalistischen Modells, in dem Balzacs Ästhetik der erzählbaren Gesellschaft bewahrt ist. Durch die Ontologisierung der Sprache setzen Meinungsführer der Postmoderne da an, wo Zeichen weniger als Produkte denn als Elemente eigener Produktivität stehen.

Noch fehlt auf der Agenda um 1900 der zunächst innerhalb der Sprachwissenschaft privilegierte und die Sprachgeschichte desorientierende methodische Gegensatz von Diachronie und Synchronie, der im Verlauf der produktiven Rezeption von Saussure alle kommunikativen Tätigkeiten zur Disposition stellt. Etablierte Episteme werden generell für wertlos erklärt, sobald die neue Disziplin, die Semiotik, die Literatur und in Folge die um das Prinzip Objektivität bangende Geschichtsschreibung mit dem ontologischen Problem konfrontiert, ob die komplexe Welt ohne Weiteres im Text aufgehe oder ob nicht die Zeichenoberfläche der Texte die Welt sei.⁸ Roland Barthes,

6 Siehe dazu insgesamt Marc Föcking: *Pathologia litteralis. Erzählte Wissenschaft und wissenschaftliches Erzählen im französischen Roman des 19. Jahrhunderts*, Tübingen 2002. Zu *Nana* den intensiven Kommentar von Rita Schober: „*Nana, die Astarte des Zweiten Kaiserreichs*“, in: Brunhilde Wehinger (Hrsg.): *Plurale Lektüren*. FS Winfried Engler, Berlin 2007, 110-149; zu 145: Barthes (siehe unten Anm. 61) definiert „l'effet de réel“ nicht, wie R. Sch. annimmt, als symptomatische Wirkung.

7 Siehe, mit unterschiedlicher Demonstrationsabsicht und Beweiskraft, Douwe Fokkema: „*Questions épistémologiques*“, in: Marc Angenot et al. (Ed.): *Théorie littéraire*, Paris 1989, 325-351, hier 330 ff.; Jean Grondin: *Einführung in die philosophische Hermeneutik*, Darmstadt 2001, 26 ff.; Joachim Küpper: „*Giacomo Leopardis L'Infinito und Friedrich Hölderlins Die Eichbäume. Zu einer paradoxen Konstellation in der Lyrik der europäischen Romantik*“, in: *Comparatio*, Jg. 1, H. 2, 2009, 207-230, hier 208.

8 Zu den Folgen für die Historiographie siehe Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): *Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur*, Baden-Baden 1997.

Jacques Derrida⁹ und Michel Foucault denken dieses Modell, das erstens grundsätzlich für autonom angenommene Autorensjekte dekonstruiert und den strukturalistischen Grundsatz, wonach die Sprache ein verabredetes System von Zeichen sei,¹⁰ dadurch relativieren, dass Diachronie nicht Synchronie auslöscht, wohl aber Abfolgen ohne Telos, „Genealogien“ der Gleichzeitigkeit abschnittsweise ihren geschichtlichen Punkt anweist. Als dilemmatisch bleibt die Erfahrungstatsache, dass Signifikanten nicht auf Signifikate fixiert bleiben, wodurch eine historisch verursachte semantische Dynamik anzunehmen ist.¹¹

Geschichtsphilosophische Aufmunterung erfährt diese Neuausrichtung, obwohl sie auf den ersten Blick nicht die Beglaubigung der Oberflächenstruktur intendiert, durch die massive französische Rezeption von Friedrich Nietzsche, der wegen der stereotypen Wiederholung des Satzes, Vergewisserung der Vergangenheit leiste einzig die vorgenommene Deutung, da die Interpretation Gewesenes zum vorstellbaren, verhandelbaren Ereignis macht.¹² Suggestiert wird fortan auch unter Berufung auf Nietzsche eine vor allem für die Romanästhetik folgenschwere Konfiguration der Perspektivierung dargestellter Zeiträume, weil der Faktor der Interessenlage Sicht und Stimme der Textinstanz sowie der Rede fiktionstextueller Textsubjekte steuert.¹³ Literatur und Literaturwissenschaft entwickeln in dieser Apologiesituation ihren eigenen *discours de la méthode*, der die herkömmlicherweise der Inhaltsebene eignende Inventur und Mimesis auf poetische Möglichkeiten ihrer (Er)fassung als Signifikanten verlagert, um die Zersetzung apriorischer Materialien und Stile¹⁴, d.h. um die Jahrhundertwende 1900 die Vernichtung realistischer und naturalistischer Hinterlassenschaften für vollzogen zu erklären.

9 Zu Derridas Interpretation der Aussagetypen Nietzsches als Belegen einer unaufhebbaren Ambivalenz und Vereitelung von Systembildung im Denkstil Hegels siehe Peter V. Zima: *Die Dekonstruktion*, Tübingen 1994, 46 ff. Siehe zuvor Sarah Kofmann: *Lectures de Derrida*, Paris 1984, und Zimas Kommentar, 49.

10 Zu Walter Benjamin und Derrida siehe Zima, Anm. 9, 82 ff.

11 Ebd., 42.

12 Siehe Tilman Borsche: „*Die Fakten der Geschichte. Geschichtsphilosophische Überlegungen im Anschluss an Friedrich Nietzsche*“, in: Jürgen Trabant (Hrsg.): *Sprache der Geschichte*, München 2005, 43–53.

13 Borsche (Anm. 12), 49 f. zitiert die kontroversen Interessenlagen, die Bilder der Französischen Revolution für exklusiv gültig vorstellen (Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*). Für die Rezeption dichterischer Werke gilt generell, dass der Zugriff auf einen Text je danach ausfällt, ob beispielsweise im Falle des historischen Romans das providentielle Geschichtsbild von Victor Hugo als Konstante idealisiert oder das Konzept einer Sinndeutung entgegengestellt wird, die Geschichte als Zufallsprodukt oder wiederum als Klassenkampf deutet.

14 Siehe Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie. Gesammelte Schriften 7*, hrsg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M. 1970, 31.

Weiterer methodischer Annäherung an derartige Projekte sei ein Aspekt der Valenzgrammatik vorgeschaltet, unter welchen Voraussetzungen „écriture“¹⁵ in der Literatur transitiv oder intransitiv fungiert.¹⁶ Ohne die Ausweitung dieser Materialdebatte hätte Jacques Lacan (1901–1981) nicht die sprachliche Strukturiertheit von Träumen auf der Grundlage ihrer selbstgestellten Grammatik denken können.¹⁷

Mutig oder nur mutwillig werden immer weitere epistemologisch gerahmte Fenster geöffnet, die auf Kosten der Semantik wie der Pragmatik sich auf die Zeichenhaltigkeit kaprizieren und am dreistufigen Schema *Signifiant, Signifikat, Referent* dazu neigen, das dritte Element zu eskamotieren.¹⁸

-
- 15 Wenigstens kursorisch sei an den Status des „Schreibers“ im *Poema de Mio Cid* erinnert. Das Epos trägt folgendes *explicit*: „Quien escrivio este libro ¡del Dios paraíso, amen! /Per Abbat le escrivio en el mes de mayo /en era de mill e. cc xlv años“ (v. 3731 ff.). *Poema de Mio Cid*. Edición de Colin Smith, Madrid 1990, 268. Dass 1245 nach moderner Zeitrechnung 1207 ist, sei hier nicht von Belang, auch nicht die mögliche Lesart, dass im Pergament ein drittes C für *centum* abgeschabt wurde, also 1345 zu lesen wäre, kritikwürdig ist die Setzung von „escribir“ als transitivem Verb und zwei Mal im Tempus der unbestreitbaren Vergangenheit. Per Abbat ist fähig, ein Buch zu schreiben, d.h. einen gültigen Text herzustellen. Fähige Schreiber wurden gebraucht, als seit dem späten 15. Jahrhundert der mündliche Bestand von anonym entstandenen Balladen („romances“) und Liedern („canciones“) gesammelt, registriert und zum Druck eingerichtet wurde. Der Status der Dichter bleibt dabei unbekannt, im Unterschied zum Status kompetenter Herausgeber. Sie garantieren den Text und gliedern die Bestände nach Sinn und Form. Darauf rekurriert, ohne den Vorgang aufzurufen, im 20. Jahrhundert die Disziplin der Intertextualität, wenn Julia Kristeva das theoretische Interesse an die thematische und stilistische Verflechtung, den Intertext, knüpft, der sich autonom generiert und deswegen mit dem Autorensubjekt als Korrelat den geschichtlichen Punkt der individuellen Produktion für obsolet erklärt.
- 16 Diese Überlegungen zur Grammatik sind weit weniger spektakulär als Derridas Streitfrage, ob und mit welcher Konsequenz das geschriebene das gesprochene Wort vernichtet, und sie werden von seiner deklamatorischen Apologie einer „Urschrift“ nicht berührt (*De la grammatologie*, Paris 1967; *La Dissémination*, Paris 1972); dazu Zima (Anm. 9), 35 ff. sowie Klaus W. Hempfer: *Poststrukturelle Texttheorie und narrative Praxis*, München 1976, 14 ff. Hempfer kritisiert Derridas konzeptuelle Unschärfen bei der von Saussure abgehobenen Relation von Graphie und Phonie.
- 17 Siehe Bettina Lindorfer: *Roland Barthes. Zeichen und Psychoanalyse*, München 1998, 114. Foucault stellt Lacans Leistung deswegen heraus, weil seine Studien des Unterbewussten ergeben, dass der Sinn vermutlich nichts weiter als eine Oberflächenwirkung ist. Siehe Clemens Kammler: *Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks*, Bonn 1986, 58.
- 18 Siehe auch Michel Otten: „Sémiologie de la lecture“, in: Maurice Delcroix und Ferdinand Hallyn (Hrsg.): *introduction aux études littéraires. méthodes du texte* {sic}, Paris 1987, 340–350, hier 341.

Zwei Eintragungen: Surrealismus und Strukturalismus

Vorgelegt wird eine Skala mit zwei zeitnahen Eintragungen des frühen 20. Jahrhunderts, Surrealismus und Strukturalismus. Entsprechend lautet die These, dass ein seit der Rezeption von Saussure nachhaltiger Poststrukturalismus, hingegen kein Postsurrealismus die epistemische Situation revolutioniert, wiewohl in beiden Fällen kanonisiertes Wissen ersetzt wird. Übersetzt in Koordinaten von Diskursen setzt der Surrealismus eher auf Transitivität, der Strukturalismus eher auf Intransitivität, der eine auf Heteronomie, der andere auf Autonomie des Textes. Dabei ist einzuräumen, dass zwischen epistemologischen Referaten, Programmschriften oder Theorieprojekten so lange nicht definitiv unterschieden werden kann, als kein paradigmatischer Konsens über den theoriefähigen Anteil hypotaktischer oder parataktischer Sequenzen besteht. Postmodern steht jedenfalls die Hypotaxe unter dem Verdacht, den transparenten Hintersinn zu retten. Denken und Schreiben in Parataxen ist dem Thema einer Ontologie der Oberfläche, der „substitution théorique et polémique du texte à l'œuvre“ angemessen. Barthes nennt es rhapsodisches Schreiben.¹⁹ Es wäre, darin stimmt ihm Derrida zu, geeignet, die Metaphysik jeglicher Identität zu zerstreuen - des kreierenden Subjekts, des Werks, der Wahrheit.²⁰

Sartre, ein Exkurs

Da theoretische Probleme bekanntlich glatter zu entknoten sind als praktische, sei der historischen Redlichkeit halber hier in einem Exkurs Sartre aufgerufen. Seine Antwort auf die 1948 selbst gestellte Frage, *Qu'est-ce que la littérature*,²¹ ist lapidar und pragmatisch. Da bürgerliche Schriftsteller, die sich seit 1789 aus der gesellschaftlichen Verantwortung stehlen und das ethische Ziel der Literatur verfehlen, konstruiert Sartre eine ideale Situation, praktisch eine Romantheorie, über dem Prinzip Freiheit. Freiheit ist seiner literarischen Epistemologie zugleich Voraussetzung und Ziel. In Freiheit produziert, im Bewusstsein der Freiheit als Kulturgegenstand rezipiert, wobei gilt: „Il n'y a d'art que pour et par autrui“,²² als Denkmal der Freiheit vom

19 Roland Barthes: *Œuvres complètes I 1942–1965*, édition établie et présentée par Éric Marty, Paris 1993, 1167.

20 Derrida scheint, wenn Zima (Anm. 9, 45) richtig zu verstehen ist, Hegels Aufhebung des Systems zum semiotischen Problem umzuwidmen. Die „clôture“ ist metaphysische Idealisierung, wobei der Begriff das Zeichen und dieses wiederum das Ding nihiliiert. Tatsächlich denkt Derrida „Aufhebung“ als „Aufbewahrung“ und ambivalent als „Annullierung“.

21 Jean-Paul Sartre: *Situations, II*, Paris 1948, 55–330.

22 Ebd., 93. „L'œuvre d'art est valeur parce qu'elle est appel.“ 98.

engagierten Publikum getragen, ist solche Dichtung demokratische Kunst. Dabei setzt Sartre die Transitivität der subversiven Literatursprache voraus: „Écrire, c'est à la fois dévoiler le monde et le proposer comme une tâche à la générosité du lecteur.“²³

Auf zweifache Weise verweigert sich Sartre Ziellinien der Postmoderne: Seine Argumentation ist, wenn der ganze Text als ein logischer Satz gelesen wird, hypotaktisch angelegt und dadurch Zeugnis einer Orientierungsinstanz; postmoderner Denk- und Schreibstil dagegen konkretisiert sich parataktisch, aperçuhaft, akkumulierend, selbstkorrigierend, inkohärent, ambivalenzgesteuert und lässt Pragmatik nicht zu. Sartre konstruiert, ausgehend vom Prinzip Freiheit im Hinblick auf die freie Wahl gesellschaftlicher Verantwortlichkeit, einen Pakt zwischen Autor und Leser. Dieses Abkommen tritt in Kraft, wenn die Inhaltsästhetik identifikatorische Lektüre aktiviert; der Leser identifiziert sich mit Konfliktlösungen, billigt ihre Grundsätze und setzt sie im Idealfall in gesellschaftliche Praxis um. Ein solcher Pakt ist in der Postmoderne nicht angestrebt. In dieser Dimension der Literarisierung des Lebens treffen sich Sartre und Aragon.

Postmoderne

Postmoderne ist, wenn die Frequenz der Begriffsverwendung ein hinreichender Grund ist, konzeptionell unstrittig geworden und Kategorie einer Epochenschwelle. „Assoziativ, ja gleichsam symbiotisch“²⁴ verbunden mit dem Namen Jean-François Lyotard, ist der Gegenstand, für den der französische Philosoph in seiner 1979 erschienen Schrift *La condition postmoderne* und vier Jahre später in *Le différend* die Wasserscheide einzeichnet.²⁵ Seine These, die Postmoderne beginne, als die Kohärenz der Moderne, d.h. Spielregeln der Wissenschaft, Literatur und Künste zur Praxis und Legitimation ihres Status ausgesetzt werden und Stilpluralismus auf der Basis von Ambivalenzen sie ersetzt, illustriert er am Versiegen der großen, geschichtsphilosophischen Erzählungen. Die Moderne beklagt ihr Aussetzen, die Postmoderne begrüßt die ideologische Bereinigung. Lyotards einleitender Diskurs in *La condition postmoderne* nennt „récit“ und synonym „grand récit“ Regelsysteme des Wissens sowie „métarécit“ geschichtsphilosophische Aussagen über eine Zä-

23 Ebd., 109.

24 Siehe Christine Weber: *Philosophien der Differenz zwischen Sprache und Schrift. Affinität und Divergenz im Denken Lyotards und Derridas*, Essen 2009, 115.

25 Zur definitorischen Breite Zima (Anm. 9), 230 ff.

sur im späten 19. Jahrhundert, als die Naturwissenschaften sich weigern, unkritisch die Rede von Weltmodellen, „Fabeln“, zu tradieren. Delegitimierung²⁶ bildet die Bruchstelle für den Konsens, der solange bestand, als der aufgeklärte Geist für die Weltenharmonie, die Lyotard pathetisch den globalen Frieden nennt, eintrat. Themen der großen Erzählungen, die die Auseinandersetzung der Philosophie seit Hegel konnotieren, sind „la dialectique de l'Esprit, l'herméneutique du sens, l'émancipation du sujet raisonnable“.²⁷ Die Metaerzählung erörtert außer Erträgen der Erkenntnistheorie die Abhängigkeit von Transzendentalien wie Gerechtigkeit und Wahrheit vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext, der sie erfindet, legitimiert, anwendet und abnutzt. Solange die Grundvoraussetzung der großen Erzählung, die Metaphysik, keines Beweises bedarf, ist Wissen auch ästhetisch kohärent aufgehoben und werden der Gemeinschaft tradierbare Weltmodelle als Synthesen bereit gehalten.²⁸

Der Nihilismus der Postmoderne, der Lyotard und nicht allein ihn veranlasst, auf Nietzsche²⁹ und dessen Erklärung der Selbstvernichtung eines universalistischen Wahrheitsanspruchs zu rekurrieren, verordnet der Axiomatik seit Descartes' die totale Atomisierung.³⁰ *Taxis* und *Lexis* werden neu justiert. Aus Lyotards Hypothese, dass *die* Erzählung, wobei die genolektale Spannweite nicht problematisiert wird, die vollkommene Form der schriftlichen Wissensvermittlung darstellt,³¹ wird die Sorge angesichts der Zerstäubung verständlich: „La fonction narrative perd ses foncteurs (...). Elle se disperse en nuages d'éléments langagiers narratifs, mais aussi dénotatifs, prescriptifs, descriptifs etc, chacun véhiculant avec soi des valences pragmatiques *sui generis*.“³² Der Prozess der „dissémination des jeux de langage“ drückt aus,

26 Jean-François Lyotard: *La condition postmoderne*, Paris 1979, 63 ff.

27 Ebd., 7.

28 Weber (Anm. 24), 132. Die Verallgemeinerung von Lyotards These wird allerdings problematisch, wenn er große Erzählungen aus der oral überlieferten Indianerkultur zum Beispiel nimmt (Lyotard, Anm. 26), 42. Zu theoretischen Konstellationen, von denen die Theoriephilologie profitiert, siehe David E. Wellbery: „Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs“, in: Klaus W. Hempfer (Hrsg.): *Poststrukturalismus – Dekonstruktion – Postmoderne*, Stuttgart 1992, 161–169, hier 163.

29 Lyotard (Anm. 26), 65.

30 Zu Nietzsche ist anzumerken, dass auch er über die sprachliche Hintergebarkeit von Prinzipien nachdenkt und eine akademische Preisfrage anregt: „Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?“ *Werke in drei Bänden*. Hrsg. Karl Schlechta, München 1966, Bd. 2, 797.

31 Lyotard (Anm. 26), 38.

32 Ebd., 8.

wozu Lyotard Wittgenstein aufruft, in welcher Korrelation die gesellschaftlichen Träger der dissonanten Artikulation ihre Identität einbüßen. „Le lien social est langagier, mais il n'est pas fait d'une unique fibre.“³³ Das Verstummen der Metadiskurse steht für die Zersplitterung der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Praxis sowie ihrer Lehre (Kap. 12). Damit verallgemeinert sich die Episteme der postrevolutionären Konkurrenzgesellschaft. Die Gegenüberstellung der Universitätsidee Humboldts und der 1968 geforderten Interdisziplinarität als universitärer Effizienzgarantie bestätigt tatsächlich den begrüßten Tod der Großen Erzählung und problematisiert darüber hinaus als Paradigmenwechsel die Autorität jeder Aussage in Textform. Davon handelt künftig der „petit récit;“³⁴ sein Gegenstand ist der performative Aspekt von nicht-essentialistisch begründeten Aussagen, die weder der Metaphysik noch dem Imaginären der Fabel zuzuschlagen sind. Positiv verzeichnet wird ihr Verzicht auf jede ideologische Isomorphie.³⁵ Ein postmodernes Konzept des Kontingenten schützt nicht mehr den Zufallsmythos als Instrument der Fortuna, enthüllt vielmehr ein Wechselspiel zwischen der Arbitrarität der Wortzeichen und der momentan gültigen Struktur selbstbezüglicher Systeme.³⁶

Kriterien der Postmoderne wären die radikale Desorientierung, Enthierarchisierung und Delegitimierung jeder älteren Codierung. Die Postmoderne fördert die Gleichstellung jeder Aussageart, solange diese eine horizontale oder vertikale Differenz im Kulturraum verspricht. Eine unterschwellige Rückkoppelung an die Sprachenpolitik der Fünften Republik zeigt sich in die Favorisierung der verpönten sieben Regionalsprachen bis hinauf zu Prüfungsfächern im Baccalauréat. Das Französische ist zwar die in der Verfas-

33 Ebd., 67.

34 Ebd., 98. Lyotard analysiert die Kontroverse Luhmann–Habermas, wobei er außer dem systemischen Ansatz auch den Konsens als soziale Rettung verwirft.

35 Ebd., 108: „Les jeux de langage seront alors des jeux à information complète au moment considéré.“

36 Gravierende Grenzen zwischen einer klassischen, d.h. grundlos für zeitlos erklärten Moderne, die in der Französischen Revolution ihre Gründungsmythologie verankert, und der späteren Epoche Postmoderne werden relativ, wenn außer Acht bleibt, was die romantischen Auflösung des normativen Denkens und Dichtens leistet. Die Romantik, voran Stendhal und Hugo, die Kulturrevolution betreiben, verweisen die Klassik in die Literaturgeschichte und verweigern ihr aus politischen Gründen die überzeitliche, in Schulbüchern festgeschriebene Gültigkeit, auch darum, weil Französisch nicht mehr die Sprache des Königs wie von 1539 bis 1789, sondern der Ausdruck der Revolution und der Patrioten ist. Der Patriot spricht französisch und nicht eine der sieben, z.T. politisch verwerflichen Regionalsprachen (Flämisch, Bretonisch, Baskisch, Katalanisch, Okzitanisch, Italienisch, Alemannisch). So will es Paris und setzt das Projekt mit der Schulreform in den 1880er Jahren verspätet durch.

sung geschützte Sprache der Republik, der Einheitsstaat lässt seit dem Ende des 20. Jahrhundert jedoch historisch erhaltene Vielfalt zu. Philosophisch wie politisch gilt das paralogische Legitimationsmodell, das Differenzen der Diskurse voraussetzt.³⁷

Ähnlichkeiten dieser kulturpolitischen Toleranz mit postmoderner Sprachphilosophie reduzieren sich auf wenige Schnittmengen. Denn das postmoderne Credo ist Selbstlegitimierung, die die Gebrauchssprache nicht antastet, der Literatursprache jedoch inhaltlich wie stilistisch ein „anything goes“ zubilligt.³⁸

(1) Surrealismus und die Enttäuschung eines Erwartungshorizonts

Der Surrealismus als das aufregendste kulturrevolutionäre Ereignis der Zwischenkriegszeit hat keine tiefgreifende Theoriediskussion ausgelöst. Dabei ist das *Manifeste du surréalisme* von 1924 normverletzend und zugleich innovativ wie kein vergleichbarer zeitgenössischer Thesenanschlag. Der Futurismus setzt die aggressive Geräuschkulisse der hochtechnisierten Welt des Straßen- und Luftverkehrs an die Stelle schöner Harmonie und liefert dem italienischen Faschismus ein Sammelsurium von Schlagworten; der Dadaismus ist Ausdruck purer Lust an der Zerstörung der wilhelminischen Kultur.³⁹

André Bretons doktrinaire Definition des Surrealismus im Stil eines Lexikonartikels im vorderen Teil des Manifests fixiert als Merkmale dieser Innovation den psychischen Automatismus, durch den *mündlich, schriftlich oder in welchem Medium auch immer* das Diktat psychischer Prozesse aufgenommen wird. Ästhetische ist ebenso wie moralische Kontrolle ausgeschlossen. Der Surrealismus Bretons legitimiert sich durch die Allmacht des Traumes und der Assoziationen, die dieser auslöst.

Der Surrealismus ist insofern die experimentelle Implosion eines im 19. Jahrhundert dominanten Weltbildes, als er Widerspruch gegen positivistische Verfahren einlegt, die Symptome an der empirischen Außenfläche der Realität als sekundäre Phänomene registriert, die den Blick nach Innen eröff-

37 Genau über diese Analogie geht Weber hinweg (Anm. 24, 140). Sie weist jedoch nach, dass Lyotard das Prinzip Differenz nur noch aphoristisch abhandeln kann, weil nicht das Ich zum erkenntnistheoretischen Zweifel fähig ist, wie Descartes vorausgesetzt hat, sondern der Diskurs an sich deshalb zweifelhaft wird, weil Sätze von Satzregelsystemen abhängig sind, d.h. für sich genommen noch keine Proposition leisten. 142 f., 153.

38 Siehe Klaus W. Hempfer: „Diskursmaximen des Poststrukturalismus“, in: *Zeitschrift für Semiotik* XV, H. 3-4, 1933, 319-331, hier 326.

39 Siehe insgesamt Wolfgang Asholt/ Walter Fähnders (Hg.): >> *Die ganze Welt ist eine Manifestation*<<. *Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste*, Darmstadt 1997.

nen. Die Literatur lernt dabei von der medizinischen Beobachtung psychischer Abnormitäten und erfindet dazu eine erzählbare Soziologie. Balzac ist darin der europäische Meister, denn er konstruiert eine reziproke Milieutheorie als Korrelation von Zeitraum und Protagonist, durch die die Figur sich als Subjekt und Objekt in seiner prekären Lebenswelt darstellt.⁴⁰ Festzuhalten ist, dass Balzac sowohl vom surrealistischen wie vom strukturalistischen Literaturmodell in lautstarken Nachhutgefechten zur negativen Größe stilisiert wird, 1924, da offizielle Romanfeindlichkeit ausgegeben wird, seit den 1950er Jahren, als die Suspendierung der Inhaltsästhetik der *Comédie humaine* einer avantgardistischen Narrativik Platz schafft, die plakativ als *Nouveau Roman* auf den Markt gebracht wird.

In seiner Selbsttheoretisierung verwirft der Surrealismus die dem bürgerlichen Realismus, der philologisch nie präzise definiert wird, angelastete literarische Epistemologie, akzeptiert hingegen lustvoll, dass das Ich chaotischer Dynamik des Unbewussten als Beute anheimfällt. Beim Surrealisten sind Träume gut aufgehoben, nicht, um sie zu zergliedern und zu deuten. Dies trennt sein Experiment von der Autorität in der Wiener Berggasse, weil der Wissenschaftler verstehen und erklären will, wie sich das Es und Ich zueinander und beide zum Überich verhalten. Der Surrealist verweigert sich Freuds Maxime, *dass Ich werden soll, wo Es war*, weil die Traumwelt dabei ihre Mysterien einbüßt.⁴¹ Breton hat nie verstanden, warum Freud als Aufklärer des Unbewussten vorgeht und diese Dimension liquidiert, und Freud wiederum blieb die spontane Niederschrift oder Zeichnung von Traumgehalten durch die *écriture automatique* unverständlich.⁴² Von Interesse und kostbar ist für

40 Dazu auch Winfried Engler: „Honoré de Balzac, *Le Père Goriot* (1834) und *Illusions perdues* (1837-1844)“, in: Friedrich Wolfzettel (Hrsg.): *19. Jahrhundert. Roman*, Tübingen 1999, 109-156; Ders.: „Erfindung einer Mythologie der Moderne - Histoire oder histoire(s) im Verständnis von Balzac und Zola“, in: ZfSL CXIV, 2004, 18-40.

41 Zu diskursrelevanten Subjekttheorien von Nietzsche, Freud, Lacan u.a. siehe Wladimir Kryszinski: „*subjectum comparationis: les incidences du sujet dans le discours*“, in: *Théorie littéraire* (Anm. 7), 235-248. Kryszinski notiert auch, wie Jacques Lacan Freuds Satz übersetzt wissen wollte: „Là où s'était, là dois-je advenir“ und fügt den Kommentar von Catherine Clément an („*Le moi et la déconstruction du sujet*“, in: *Encyclopædia Universalis*, XI, 1978).

42 Die Forschung nennt Walter Benjamin den „denkenden Surrealisten“ (Peter Bürger (Hrsg.): *Surrealismus*, Darmstadt 1982, 2). Sein Essay, „Der Surrealismus. Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz“ von 1929 (*Angelus Novus*, Suhrkampausgabe 1966, 200-215) hätte das Zeug zu einer Literaturtheorie, wenn nicht die Parataxe angehäufter Apeçus die theoretische Stringenz verfehlt. Dabei erkennt Benjamin scharfsichtig, dass der Surrealismus, wie André Breton ihn 1924 im ersten surrealistischen Manifest dargestellt hat, mit einer „Praxis brechen wollte, die dem Publikum die literarischen Niederschlä-

Breton die Manifestation des autonomen Es, wobei er bekümmert feststellt, dass Freuds Traumdeutung⁴³ prophetische Träume nicht thematisiert.⁴⁴

Von diesen Querelen abgesehen, enthält das Surrealismusprojekt bereits elementare Argumente für die Ausarbeitung postmoderner Theorien auf strukturalistischer Basis, in Sonderheit den antibourgeoisien Affekt der Entindividualisierung, wenn die träumende Person als vom Unterbewussten überwältigt dargestellt wird, was dann Sartre motiviert, den Surrealismus in die Nähe des Quietismus zu rücken,⁴⁵ ferner die Leugnung eines dem Kanon geschuldeten Codex, endlich der hierarchisierten Praxis nach Kunstarten, Gattungen und Formen – also bedingungslose Traditionsvernichtung. Entscheidend indessen ist die noch fehlende Fokussierung auf die Materialoberfläche des Textes. Dies ist umso bemerkenswerter, als die gerade von den Surrealisten geförderte Symbiose der Künste, das anzunehmende Interesse an der Materialität des Farbstrichs bei den Impressionisten und der kubistischen Verformung den Transfer analoger epistemischer Teilsysteme, die das Wortzeichen aus mimetischen Zwängen entlassen, verspätet erst und im Zuge strukturalistischer Kunsterklärungen seit den 1950er Jahren Theorieformate initiieren.

ge einer bestimmten Existenzform vorlegt und diese Existenzform selber vorenthält“ (Bürger, 18). Im selben Atemzug notiert Bürger, dass die Surrealisten, als sie die Schwelle, die Wachen und Träumen scheidet, einge ebnet haben, ihre Erfahrungen mit Phantasmen und magischen Wortexperimenten, die diesen entspringen, offen legten, dazu jedoch keine Metaebene einrichteten. Indirekt verteidigt Adorno in der *Ästhetischen Theorie* (Anm. 14, 18) Benjamins induktives Verfahren, Aspekte eines zeitgeschichtlichen Bereichs durch Anreihung kontemplativer Fragmente festzuhalten.

Adorno selbst verzeichnet in der *Ästhetischen Theorie*, dass die surrealistische *écriture automatique* weder vollständig unter die Inhaltsästhetik noch die Formalästhetik fällt, da sie weder die abbildende noch die diskursive Behandlung von Stoffen als Aufgabe vornimmt. Er vermerkt ferner, dass Untersuchungen, die sich an die surrealistische Traumdeutung (die sich durch ihre Reduktion von Freuds Ansatz, den Otto Rank seiner Theorie von *Traum und Dichtung*, 1914 zugrunde legt, spontan abhebt) anlehnen und psychoanalytische Analysen betreiben, die Trampelpfade biographischer Methoden, die das 19. Jahrhundert entwickelt hat, nicht immer vermeiden. Beispielhaft sei, worauf Adorno nicht eingeht, Jean Starobinskis Rousseau-Buch genannt (*La transparence et l'obstacle*, 1957), wo, an einer wahrscheinlich extrem ergiebigen Biographie, Rousseaus Denken im Einklang mit seiner Existenz präsentiert wird. Dabei muss gewürdigt werden, wie Starobinski die Kapazität Rousseaus, Obsessionen als Faktoren seiner persönlichen Entwicklung zu transzendieren, beurteilt.

43 Französische Übersetzungen interpretieren die Programmatik des Titels: *La science du rêve* (1929), *La signification du rêve* (1957), *Interprétation du rêve* (1965). Belege bei Lindorfer (Anm. 17), 120.

44 Siehe Jean Starobinski: „Freud, Breton, Myers“, in: Bürger (Anm. 42), 139–155, hier 143.

45 André Breton: *Manifestes du surréalisme*, Paris 1970, 23: „L'esprit de l'homme qui rêve se satisfait pleinement de ce qui lui arrive.“ Sartre (Anm. 21), 215 ff.

Ein Einzelereignis erweckt zunächst spektakuläre Aufmerksamkeit, 1932 der Widerruf des prominentesten Surrealisten, Louis Aragon.⁴⁶ Ein Jahr vor dem Surrealistischen Manifest provoziert Aragon mit dem Artikel „*Le manifeste est-il mort? Manifeste*“ (*Littérature*, 1.5.1923) die Selbstprogrammierung und bereitet darauf vor, dass der Surrealismus weder ein literarisches Konzept noch eine neue Kunstrichtung konstituiert.⁴⁷ Aragon, der wie Eluard unter dem Eindruck der Kolonialpolitik der Dritten Republik im Maghreb und in Übereinstimmung mit Zielen der noch jungen Kommunistischen Partei (PCF) ein politisches Engagement der Poesie als Gelegenheitsdichtung durchsetzt, lehnt Bretons doktrinäre Romanfeindlichkeit⁴⁸ ab. Aragon, der die Überlegungen Sartres von der Literatur als der Inkarnation solidarischer Freiheit vorwegnimmt, verspricht sich von der Erzählbarkeit der Klassenkonflikte seit dem Ersten Weltkrieg einen Appell an das Romanpublikum, das zweifellos unterhalten sein, gleichzeitig durch Empathie mit der Konfliktlage in der Fiktion sich und sein Milieu verändern will. Aragon konzipiert dieses Projekt, das er mit dem Zyklus *Les communistes* (1949–51) inhaltsideologisch abschließt, unter dem politischen Eindruck des Reichstagsbrands.⁴⁹ Er eröffnet es 1934 als Tetralogie, *Le Monde réel*, deren zweitem Band, *Les Beaux Quartiers* (1936), er seine Romanidee als Nachwort anfügt.⁵⁰ Er erklärt den Titel des Zyklus als Aufarbeitung seiner Überzeugungen, bis er das „Nebelhafte“ hinter sich lässt. Die erzählte Welt widmet er Elsa Triolet, „der ich verdanke, aus meinem Nebel heraus den Eingang zur wirklichen Welt gefunden zu haben, für dies es sich zu leben und zu sterben lohnt“.⁵¹

Dieser Abgesang auf den 1924 politisch standpunktlos entworfenen Surrealismus, durch den zudem eine Replik auf die Schmähdgedichte, die Victor Hugo in *Les Châtiments* gegen den Usurpator Napoleon III. gerichtet hat, als Aufbau eines Intertexts vernehmbar ist, hat die französische Literaturgeschichte umgeschichtet. Denn das junge Nachkriegspublikum, dem Maurice

46 Aragon tritt 1927 dem PCF bei, begegnet 1928 Elsa Triolet, bricht mit Breton 1932, veröffentlicht 1934 *Les Cloches de Bâle* als ersten Band von *Le Monde réel*. Siehe auch Robert S. Short: „Politik der surrealistischen Bewegung 1920–1936“, in: Bürger (Anm. 42), 341–369.

47 Siehe Karlheinz Barck: „Latenter Surrealismus manifest. Manifeste des Surrealismus als Medien seiner Internationalisierung“, in: Asholt/Fähnders (Anm. 39), 296–309.

48 Ebd., 15.

49 Zur Genese siehe Aragon: *Œuvres romanesques complètes I*, éd. Daniel Bougnoux, Paris 1997, 1264.

50 Zum Romancier Aragon siehe u.a. die Beiträge von Bernard Lecherbonnier und Roman Jakobson in: *L'Arc 53 – Aragon*, o.J. {1973}.

51 Siehe zur Vorrede von 1964 Aragon (Anm. 49), 689–713, 1277–1282.

Nadeau 1945 seine faktenreiche *Histoire du Surréalisme* vorlegt, nimmt mit Verwunderung zur Kenntnis, dass der gefeierte Romancier Aragon, die kommunistische Stimme der Résistance, die strikte Instanz in den Prozessen zur Aufarbeitung des Vichy-Regimes – dass diese nationale Ikone und der Surrealist der 1920er Jahre ein und derselbe sind. Auch im Dialog der politischen Biographien treffen sich Aragon und Victor Hugo in ihrem Pathos des Widerstands, Delacroix wäre erneut der ideale Maler: Dichtung führt die Résistance.

(2) Der Strukturalismus in seinen Transformationen

Transpositionen des Sprachstrukturalismus der Genfer Schule in Prag, Kopenhagen und an amerikanischen Universitäten leisten den methodologisch unvergleichlichen Zugewinn, den Manfred Bierwisch⁵² ausweist. Wissenschaftliche Begriffe sind seitdem gültig nur unter der Voraussetzung einer Theorie. Wissenschaftliche Aussagen werden als Hypothesen konstruiert, wobei das Prinzip der Selbstbegründung gilt.

Als Philippe Sollers im Herbst 1968 in der Reihe seiner Zeitschrift *Tel Quel* die Sondernummer mit dem Titel *Théorie d'ensemble* vorstellt, genügt ihm der Hinweis, dass Barthes, Derrida und Foucault postmoderne Texttheorien verantworten, da sie voraussetzen, dass Sprache nicht ungeprüft als Instrument, das Eindeutigkeit und semantische Tiefe der Textbotschaft garantiert, zu handhaben ist. Dafür gibt es zwei Gründe, zum einen die strukturalistische Erfindung von der Willkürlichkeit des Zeichens, zum anderen die Kapitulation der revidierten Produktionsästhetik vor der Aufgabe, universelle und festgeschriebene Bedeutungssysteme, Mythen des Alltags oder der Mode, fortzuschreiben ohne ihre Zeichengestalt, die sprachliche Materialität der Phänomene in Rechnung zu stellen. Begriffliche Unschärfen entstehen durch den simultanen und synonymieverdächtigen Einsatz der Begriffe „langage“, „parole“ und „écriture“.⁵³ Für den Theoretiker der Epochisierung, Lyotard, beginnt Postmoderne dort, wo das große Ganze aufgibt. Die je aktualisierte sprachliche Gestalt, der Idiolekt, variiert nach der professionellen Diskursabsicht der Historiker, Ethnologen, Linguisten oder Politi-

52 Beitrag im *Kursbuch 1966*, 77–152, zit. nach Schiwy (Anm. 54), 43 ff.

53 Siehe zu Jacques Derrida: *De la Grammatologie* (1967) und Roland Barthes: *Le Degré zéro de l'écriture* (1970) die kategorialen Einwände von Klaus W. Hempfer: *Poststrukturelle Texttheorie und narrative Praxis*, München 1976, 13 ff.

ker.⁵⁴ Barthes ist von dieser Rückführung jedes singulären Objekts und Ereignisses in Zeichenvorräte der Sprache fasziniert.⁵⁵

Seit den 1960er Jahren stellen sich, verbunden mit der Korrektur phänomenologischer Thesen seit Nietzsche, der Persönlichkeitsanalyse Freuds und des linguistischen Strukturalismus zwei wiederkehrende Fragen:

(1) Welcher Grad der Vermitteltheit ist anzunehmen, wenn Wörter für Sachen stehen sollen; (2) gelten für poetische und diskursive Texte analoge Verfahren und Erklärungen der Produktions- und Rezeptionsseite? Die Überlegungen werden obsolet, falls sich das sprachliche Zeichen als sein eigenes Subjekt herausstellt.

1967 greift Roland Barthes (1915–1980) mit dem Aufsatz „*Le discours de l'histoire*“, dem Entwurf seiner Texttheorie,⁵⁶ die den französischen Auftakt des *linguistic turn* markiert und die „unhintergehbare Sprachlichkeit der Geschichtsschreibung“ thetisch macht, in die Debatte ein. In dieser Phase seiner Reflexion, die er später modifiziert, wirft Barthes der Historiographie vor, zwei Illusionen verfallen zu sein, erstens der Annahme, Sachen existierten unabhängig vor und von den Signifikanten, und zweitens der seit Aristoteles inhaltsästhetisch beglaubigten Mimesisbestimmung der Sprache, wobei von Anfang an die bedeutungsstiftende Macht des Diskurses übersehen wird.⁵⁷ Die Hypothese, Sachen stünden erst als Wörter dem *imaginaire* zur Verfügung, ergänzt Barthes um die Hypothese, das Ausgedrückte („l'énoncé“) sei nicht Produkt der „énonciation“ sondern selbst Produktivität.⁵⁸ Damit bestätigt er eine Grundannahme der Tel Quel-Gruppe, der Hempfer den Vorwurf der Verwechslung von Beschreibungs- und Objektebene macht.⁵⁹

Beispielhaft analysiert Barthes Texte von Machiavelli, Augustin Thierry und Jules Michelet, um nachzuweisen, dass der Florentiner die Strategien ge-

54 Überlegungen von Foucault, in: Günther Schiwy: *Der französische Strukturalismus*, Reinbek 1969, 81.

55 Ehe Roland Barthes sich über Sprache und Literatur äußert, analysiert er derartige Ideologien (*Mythologies*, 1957; *Systeme de la Mode*, 1967); siehe Schiwy (Anm. 54, 77 ff.

56 Dessen Rang Jürgen Trabant (Anm. 12) hervorhebt, XI ff. Von Barthes siehe zudem seinen Artikel, „*Théorie du texte*“ in: *Dictionnaire des genres et notions littéraires*. Préface de François Nourissier, Paris 1997, 811–822.

57 Siehe Bettina Lindorfer: „*Der Diskurs der Geschichte und der Ort des Realen. Roland Barthes' Beitrag zum linguistic turn der Geschichtsschreibung*“, in: Trabant (Anm. 12), 87–105, hier 91.

58 „Le texte travaille quoi? La langue. Il déconstruit la langue de communication, de représentation ou d'expression {...} et reconstruit une autre langue {...}.“ Artikel „*Théorie du texte*“ (Anm. 56), 815.

59 Hempfer (Anm. 38), 33.

schichtlichen Handelns, Thierry am Bild der Merowinger durch erschöpfende Aufzählung typischer Aspekte das Frühmittelalter als Epoche limitiert und Michelet symbolhaltige Substrate der Nationalgeschichte herausstellt.⁶⁰ Diese drei Aspekte, die ihre eigenen Möglichkeiten der Wirkungsabsicht enthalten, sind der *écriture* der Geschichtserzählung des Historikers wie der Geschichtenerzählung des Dichters gemeinsam. Daraus zieht Barthes den Schluss, dass nicht das Dargestellte, sondern der Modus der Darstellung Aufmerksamkeit einfordert. Empfangen wird der Appell, den die Machart eines Textes, Gemäldes, Fotos oder einer Skulptur aussendet.⁶¹ Dadurch wird als Irrtum verzeichnet, dass das Sinnpotential eines Werks, das sein Erschaffer darin versenkt hat, ein für allemal finit und definitiv vorliegt und in der Rezeption sukzessiv zu entfalten ist. Abgesehen davon, dass die konterkarierende Ironie Flauberts⁶² sich zu dieser Auslegung sperrig zu verhalten scheint, bereitet gerade sie, analog zu Nietzsche, von den *Telquelians* wahrscheinlich nicht wahrgenommen, als rhetorische Inversion den methodischen Zweifel an mimesisgarantierter Realität im Text vor. Küpper zitiert Flauberts Leitsatz: aus der späten Korrespondenz (15.8.1878): „Avez-vous jamais cru à l’existence des choses? Est-ce que tout cela n’est pas une illusion? Il n’y a de vrai que les ‚rapports‘, c’est-à-dire la façon dont nous percevons les objets.“⁶³ Michail Bachtins These des vielstimmigen Konzerts der Literatur, das Gérard Genette poetologisch ausdifferenziert (*Palimpsestes*, 1982), vervollständigt Barthes Reflexionen um nichthintergehbare Geschichtsfaktoren, die Intertextualität über die bloße Spekulation hinaus als Vernetzung in Zeiträumen ausweist. Davon ist später wieder die Rede.

Vorausgesetzt, die Inbezugsetzung von Werken, nicht produzierenden Instanzen, gewähre Einsichten, wie sie die traditionelle Literaturgeschichte in den Lehrbüchern nicht eröffnet, dann aktualisiert sich jede Lektüre und Interpretation stets an ihren historischen Punkt. Mit der geleisteten Rezeption macht sich Geschichte stark, als Punkt des Werks und Punkt der Disposition, den Text in die Hand zu nehmen.⁶⁴ Sie infiziert in einem weiteren Schritt die

60 Siehe Barthes (Anm. 19), 417–427, hier 424.

61 Wenn Barthes (Anm. 19, 1425) der Photographie als einzig nicht vorcodierter Botschaft die Qualität zuspricht, „sa réalité est celle de l’avoir-été-là“, so theoretisiert er dieses Konzept in der Phase vor der elektronischen Bearbeitbarkeit von Lichtbildern und Filmen und unabhängig von der Simulacrum-These Baudrillards.

62 Siehe Joachim Küpper: „*Mimesis und Botschaft bei Flaubert*“, in: *Romanistisches Jahrbuch* LIV, 2003, 180–212.

63 Küpper (Anm. 62), 201.

64 Siehe den Eintrag „Théorie de l’intertextualité“ von Pierre-Marc de Biasi in: *Dictionnaire des genres* (Anm. 56), 371–378.

Bestimmungen der Produktion und der Inventur, wenn gefragt wird, welche Kriterien, je nach der Relevanz der „énonciation“ oder des „énoncé“, über die Aufnahme in den Intertext entschieden haben, und darüber, wann und warum Einzeltexte oder ganze Serien, z.B. Kriminalromane, bevorzugt abgerufen werden? ⁶⁵

Mit der Einführung dieser Dialektik von Aufnahme und Abfrage beobachtet Barthes, und dieser Zugewinn ist originell, wie die Produktivität des Textes namentlich erzählender Prosa, kontingente, dabei relevante Minissequenzen stilisiert, z. B. eine Gerätschaft, die die erzählte Welt für einen Augenblick stillstehen lässt, ohne durch das beschriebene Detail die Romanhandlung symbolisch aufzuladen, wie Balzac und Zola es unternommen haben. Barthes nennt diese entpragmatisierende Konfiguration „l'effet de réel“. ⁶⁶ Es sind (was schon Diderot aufgefallen ist) zufällige Details wie ein Barometer über einem Piano oder der Anweisungscharakter eines Rezepts („Orangensalat mit Rum“), wodurch solche Deskriptionen, die scheinbar keiner Interpretation bedürfen, Wahrscheinlichkeit eines narrativen Ganzen vortäuschen. Mehr aber auch nicht. Die Rekurrenz dieses „effet de réel“ löst im Gegenteil jede Normativität, die Gattungen und Kunstformen hierarchisiert, auf.

Derrida, dessen Strategie die Frage voraussetzt, „comment penser le dehors d'un texte“, ⁶⁷ greift Barthes' Grundsatz auf und pointiert ihn blasphemisch, wenn alles Heil einzig im Zeichenverbund liegt: „Il n'y a pas de hors-texte.“ ⁶⁸ Positiv gewendet klassifiziert Barthes 1971, ⁶⁹ wobei er Flauberts Kriterium der „rapports“ überspringt, die lesbare Wirklichkeit als immer schon codiertes Gebilde; „il n'y a pas de réalité qui ne soit déjà de l'écriture“. ⁷⁰ Barthes schätzt nicht von ungefähr Maurice Blanchot für dessen Meta-

65 Einigermaßen verräterisch sind die wenigen Belege des Stichworts „Intertextualité“ im *Angenot* (Anm. 7).

66 Barthes (Anm. 19), 426. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, dass Barthes das klassische strukturalistische Modell insoweit reduziert, als er die Signifikanten direkt an Fakten anschließt und in diesem Referenzprozess das Signifikat eskamotiert. Anzumerken ist indessen, dass Barthes nicht den ästhetischen Optimismus, den Flaubert als „mot juste“ bezeichnet, diskutiert. Denn Flaubert aktualisiert ohne weiteres die humanistische Lizenz vom Übergang rhetorischer in poetische Normierung und tangiert aus seiner Interessenlage das Problem Nichtfiktionalität / Fiktionalität.

67 „*La différance*“, in: Philippe Sollers (Éd.): *Théorie d'ensemble*, Paris 1968, 65.

68 *De la grammatologie*, Paris 1967, 227; Hinweis bei Trabant (Anm. 12), XII.

69 Siehe Lindorfer (Anm. 57), 93.

70 Barthes (Anm. 19, 426 f.) weist 1967 zum Schluss seines Artikels darauf hin, dass sich mit der Ablösung der Ereignisgeschichte durch die Strukturgeschichte der Streit um die Fiktionalität der Geschichtserzählung erledigen wird.

pher, die Statue verherrliche den Marmor,⁷¹ denn entsprechend sublimiert die *Nomenklatura* als Anordnung unendlich vieler Zeichen die *langue*.

Die dezidiert mimesisresistente Erzählweise im *Nouveau Roman* bestätigt Barthes' Hypothese; drei seiner Kommentare verschaffen seit den 1950er Jahren Alain Robbe-Grillet's irregulärer Schreibweise breite Resonanz.⁷² Seine Rezension des zweiten Romans von Robbe-Grillet, *Le Voyeur* (1955), betitelt Barthes mit „Littérature littérale“. Wortwörtlich konzentriert sich Robbe-Grillet's Text auf empirische Phänomene, wozu die erzählte Welt eine eigene Struktur annimmt. Sind die mitgeteilten Dinge, die ins Blickfeld einer Figur geraten, zunächst kontingent verzeichnet, markieren im weiteren Textaufbau Wiederholungen bestimmte Motive, so als würde eine Spur gelegt. Die Dinge bevölkern, besser: möblieren den Zeitraum der Fiktion, jedoch anders als die symbolhaltigen Innenwelten bei Balzac, und sie sind da, wenn sie gesehen werden und abwesend, wenn sich der Blick abwendet. Doch dieser kühle Blick einer Figur auf die umgebende Dingwelt konstituiert nicht, wie es im Roman seit Rousseau möglich wurde, eine Seelenlandschaft. Zola gestaltet als topische Korrespondenzlandschaft Situationen von Lantiers Eintritt in die Welt der Bergwerkmaschinerie und entsprechend seinen Weggang. Bei Robbe-Grillet ist der Text die einzige Wirklichkeit, im Zeichen symbolischer Tiefenlosigkeit, die gerade darum genuines Interesse weckt.⁷³ Alle epistemischen Systeme der Postmoderne legitimieren, wenn es dem Erwartungshorizont des Adressaten entspricht, das Vergnügen an der tiefenlosen Oberfläche der Texte.

Barthes stellt fest, dass sich Romane von der Machart Robbe-Grillet's nicht nacherzählend zusammenfassen lassen, es sei denn, man belässt es als Synopse bei dem Satz, ein Handlungsreisender namens Mathias, der Uhren verkauft, ermordet wahrscheinlich während seines Aufenthalts auf einer Insel ein Mädchen. Das zu beweisende Verbrechen findet im Text buchstäblich nicht statt, der fragliche Zeitraum ist ausgespart, weil der Handlungsreisende als beobachtende Instanz sich nicht selbst als Zeuge seiner Untat in den Blick nimmt.⁷⁴ Fern jeder juristischen Lizenz, sich nicht selbst belasten zu müssen, wird einem ästhetischen Gesetz Genüge getan, wodurch aus Sicht und Stimme der fiktionalen Beobachterinstanz die alles entscheidende Leerstelle se-

71 *Espace littéraire* (1955), zitiert nach Rita Schober, *Von der Wirklichen Welt in der Dichtung*, Berlin/Weimar 1970, 21.

72 Roland Barthes: *Essais critiques*, Paris 1964 („Littérature littérale“, 63–70; „Il n'y a pas d'école Robbe-Grillet“, 101–105; „Le point sur Robbe-Grillet?“, 198–205).

73 Siehe Gerhard Regn in: Klaus W. Hempfer (Hrsg.): *Poststrukturalismus – Dekonstruktion – Postmoderne*, Stuttgart 1992, 52–74. Regn (55) erklärt Tiefenlosigkeit zur Fundierungskategorie der Postmoderne.

miotisch frei gehalten wird. Die Figur verschiebt im Zeitraum ihres Inselaufenthalts Zeichen in derart raffinierter Weise, dass Kontingentes detailgenau vorliegt und Notwendiges nichtig erscheint.⁷⁵ Wer als Romanleser durch Balzac und Zola geformt wurde, erwartet eine entgegengesetzte Episteme. „Chez Robbe-Grillet, au contraire, les constellations d'objets ne sont pas expressives, mais créatrices (...), en un mot, elles sont littérales.“⁷⁶ Durch diese Zeichenqualität gewinnen sie die Kraft, den herkömmlichen Code narrativer Genolekte zu desorientieren, entkonditionieren und desinfizieren.⁷⁷ Maßnahmen geistiger Hygiene, die essentialistische Hinterlassenschaften betreffen, sind selbstverliehenes Signum der Postmoderne.

Robbe-Grillet selbst hat 1963 in einer Aufsatzsammlung, *Pour un nouveau roman*⁷⁸ Konturen seiner Romanidee aufgezeichnet.⁷⁹ Dass der Roman seinen Gegenstand neu wählt und den Schreibstil modernisiert, gehört freilich seit jeher zur Geschichte der Gattung. Originell ist, wie Robbe-Grillet dieser ästhetischen Selbstverständigung die Abrechnung mit kollektiv beglaubigten Weltmodellen voranstellt. „Or le monde n'est ni signifiant ni absurde. Il est,

74 Die Analyse dieses postmodernen Rückgriffs auf Phantasmata des kanonisierten Kriminalromans bleibt auf der literaturwissenschaftlichen Agenda. Robbe-Grillet (zuerst in *Les gommés* und zuletzt in *La reprise* – der Reprise des Debüts), Manuel Vázquez Montalbán, Umberto Eco oder Laura Mancinelli replizieren ludisch und klischeehaft auf Spannungskonstruktionen der Gattung. Nicht allein, dass ihre Dekonstruktionsverfahren mit Detektiven operieren, die nicht vom Fach sind, die den fremden Blick repräsentieren und verstörende Alterität konfigurieren, ausgewiesen wird beispielsweise in *Mares del Sur*, dass Pepe Carvalho resignierend feststellt, wie wenig die von ihm geleistete Aufdeckung des Verbrechens die auftraggebende Gesellschaft interessiert. Die eine Welt wird für die andere tiefenlos.

75 Barthes überlegt, ob diese Erzählform auf die Dauer Erwartungen des Lesers an die Entfaltung einer Anekdote enttäuschen kann und konstatiert insofern narrative Inkonsequenz, als bei Robbe-Grillet auffällig wiederholte Dinge im Text Symptomqualität annehmen – das Auge der Möwe, das als einzige Instanz die Fähigkeit des Textsubjekts, die Welt im Blick zu sichern, verdoppelt, Schnüre und Seile, die in Kreisen gelegt sind, ein Pfahl, der ein Mordinstrument assoziiert. Barthes unterstreicht die Innovation Robbe-Grilletts, da die Geometrie der Dinge nirgends schlüssig expliziert, was sich sinnbildlich hinter den Signifikanten ereignen könnte oder wofür die optische Inventur der Sachen konnotativ steht.

76 Barthes (Anm. 72).

77 Zu Robbe-Grilletts Kritik an Balzacs allgegenwärtiger Erzählinstanz, „qui voit en même temps l'endroit et l'envers des choses“, siehe *Pour un nouveau roman*, Paris 1963, 147.

78 Mit ausdrücklichem Hinweis, dass hier keine Literaturtheorie entworfen wird, 12, und apodiktisch: „LE NOUVEAU ROMAN N'EST PAS UNE THÉORIE; C'EST UNE RECHERCHE“, ebd., 144.

79 Jean Ricardou, der im Unterschied zu Robbe-Grillet die Tel Quel-Ideologeme vertritt, weckt mit seinem Titel Erwartungen, die er kaum einlöst: *Pour une théorie du nouveau roman*, Paris 1971, siehe dazu die Einwände gegen diese „Theorie“ von Klaus W. Hempfer: *Poststrukturale Texttheorie und narrative Praxis*, München 1976, 47 ff., 69 ff.

tout simplement. (...) Autour de nous, défiant la meute de nos adjectifs animistes ou ménagers, le choses *sont là*. Leur surface est nette et lisse, intacte, sans éclat louche ni transparence“⁸⁰. Getilgt werden ausdrücklich Nachwirkungen des psychologischen Romans, für den La Fayette steht, und des Gesellschaftsromans, den Balzac als vollständiges Bild der postrevolutionären Sozialdynamik inszeniert. Den Vorwurf gottähnlicher Allwissenheit, der Balzac gilt, wiederholt Robbe-Grillet konsequenterweise gegenüber Sartre, dessen Appell an die identifikatorische Einlassung in die Fiktion er verwirft.⁸¹ Der neue Roman bezieht eine Dimension, die die positivistische Ontologie, wie Roland Barthes registriert, auf eine einseitige visuelle Vermessung der Welt reduziert. Robbe-Grillet notiert, „l’homme regarde le monde, et le monde ne lui rend pas son regard.“⁸² Mit dem Satz interpretiert der Autor seine Figur in *Le Voyeur*. Beide, Erzählinstanz und erzählte Figur bleiben Zeugen ohne essentialistischen Beistand.⁸³ Paradoxerweise verhält es sich so, dass das Textsubjekt, sei es der Erzähler von außen oder die Figur mit ihrer fiktionsinternen Perspektive, nichts *zu sagen, nur zu sagen hat*. Textwürdig bleibt einzig „cette manière de dire“, kompetente Praxis, Zeichengebilde zu verfertigen.⁸⁴

Gérard Genette untersucht den signifikanten Gebrauch der Tempora in Robbe-Grillet's Romanen seit *Le Voyeur* und begründet die Rekurrenz des Präsens mit der epistemisch gegebenen Koinzidenz gegenwärtiger, erinnelter oder imaginärer Szenen im jeweils bezeichneten Zeitraum.⁸⁵ Diese Dekonstruktion, die die Temporastruktur der Grammatik gegen Gradmesser der gefühlten Zeit ausspielt, überschreitet alles, was mit erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen mit der neuen Welt nach 1789 zu inventarisieren ist.⁸⁶

Eben dazu äußert sich Michel Foucault (1926–1984). Nachhaltig ist sein Projekt für die epochale Stufung von Epistemen. Durch einen wissenschaftsarchäologischen Ansatz ergänzt er Roland Barthes.⁸⁷ Bereinigt wird indessen nicht

80 Robbe-Grillet (Anm. 77), 21.

81 Ebd., 39 ff.

82 Ebd., 65.

83 Der Verlust des Essentialismus und der Untergang der bürgerlichen Kultur sind parallel gesetzt, ebd. 154.

84 Ebd., 153.

85 Gérard Genette: „Vertige fixé“/ „Erstarrter Taumel“, in: Winfried Wehle (Hrsg.): *Nouveau Roman*, Darmstadt 1980, 76–98, hier 80 f.

86 Michel Foucault: *les mots et les choses* {sic}, Paris 1966, 378 ff.

87 Siehe Schiwy (Anm. 54), 21, 81.

das Dilemma, in welchem Verhältnis sich Ideologie, Erkenntnistheorie und Epistemologie arrangieren.⁸⁸

Foucault hat seinen Kritikern alle Argumente geliefert, um ihn nicht als klassischen Literaturtheoretiker einzuordnen. Er selbst versteht sich als historisch denkenden Anthropologen, der den Nachweis führt, wie jede Aussage im Format der Rechtsprechung, Historiographie oder Dichtung von Sprachsystemen ihrer Epoche determiniert wird.⁸⁹ Wenn Sprachsysteme auch als wesentlich instabil gelten, sind sie doch der Kapazität des Sprechers vorgeordnet. Foucaults Modell wird dadurch ambig, dass er den modernen Subjektbegriff durch das postmoderne Stigma des "Quasi-Subjekts" ersetzt, das jedoch weder restlos heteronom ist noch autonom handelt.⁹⁰

Wie auch immer: Foucault konfrontiert das Prinzip Subjekt der Moderne mit dem Prinzip „Subjekt“ der Postmoderne und liefert eine Fundierungskategorie durch den Wegfall der evidenten Absolutheit und Transzendenz.⁹¹ Idealistische Evidenz im Satz, *ich denke, also bin ich*, hat in der postmodernen Erkenntnistheorie keinen Platz.⁹²

Wenngleich der Schwerpunkt der Untersuchungen Foucaults, angelehnt an Nietzsche, fortwährend institutionelle Machtfragen anschnidet, die sich augenfällig mit der planmäßigen Isolierung von Kriminellen und Kranken seit dem 18. Jahrhundert stellen, wird er für die Literaturwissenschaft deswegen satisfaktionsfähig, weil er Möglichkeiten einer produktiven Rezeption des Sprachstrukturalismus ausweist.⁹³ Die Stimmigkeit seiner Gesamtheorie ist damit noch nicht festgeschrieben.

Mit *Les Mots et les choses* (Titel, den Gallimard gewählt hat, während der Autor selbst die deutsche Version, *Die Ordnung der Dinge*, vorzieht und er selbst als Untertitel *Une archéologie du structuralisme* vorgesehen hat⁹⁴) löst Foucault 1966 einen Skandalerfolg aus. Als verstörend gilt, wie mit strukturalistischen Argumenten die teleologische Entwicklung der Humanwissenschaften bestritten wird und damit sowohl Sartre, der im Manuskript, nicht

88 Siehe Kammler (Anm. 17), 116.

89 Interview mit Madeleine Chapsal, 1966, übersetzt und abgedruckt in: Schiwy (Anm. 54), 203–207, mit der Erwiderung Sartres, 208–213.

90 Siehe Reiner Keller: *Michel Foucault*, Konstanz 2008, 96; zu französischen Reaktionen, u. a. von Luc Ferry, Karl-Heinz Geiß: *Foucault–Nietzsche–Foucault*, Pfaffenweiler 1993, 79ff.

91 Siehe Geiß (Anm. 90), 19 ff. Geiß argumentiert in der Richtung weiter, dass Foucaults Rückgriff auf Nietzsche sein Denken von einer essentialistischen Anthropologie löst.

92 Foucault (Anm. 86), 230 f.

93 Siehe Regn (Anm. 73), 54 f.

94 Siehe Hubert Dreyfus et Paul Rabinow: *Michel Foucault. Un parcours philosophique*, Paris 1984, 9.

mehr in der Buchversion, als vorgestriger Hegelianer attackiert wird, als überhaupt alle Meinungsführer und Weggefährten des Marxismus, darunter Louis Althusser, in die Bedeutungslosigkeit verschickt werden. Fest steht, dass sich Foucaults Kritik an der in Frankreich anhaltenden Konjunktur Hegels, Husserls, Heideggers, der Geschichtsphilosophie und der Daseinsanalyse der Existentialisten entzündet. Der philosophischen Kriegserklärung gleicht sich die ästhetische an, wenn Foucault dekretiert, unzeitgemäß seien disziplinäre Diskurse, Poetiken, die Gattungs- und Stilgrenzen differenzieren. Foucault negiert die gestaltspezifische Codierung und ersetzt sie durch einen allgemeinen Diskurs;⁹⁵ wobei zu vermuten ist, dass nicht punktuelle Historizität von Phänomenen, eher die Lähmung des Denkens und der kreativen Phantasie durch Regelpoetik, wie sie sich durch ihre langanhaltende Geschichte beglaubigt, sein Syndrom auslöst.

Regelwidrig, d.h. ästhetisch provokant, eröffnet Foucault seine Streitschrift. In der Vorrede zitiert er Jorge Luis Borges, der eine chinesische Enzyklopädie fingiert, die ein epistemisch irreguläres zoologisches Schema entwirft: Tiere sind demnach und in dieser Reihenfolge zu klassifizieren – weil sie dem Kaiser gehören, sie einbalsamiert sind, gezähmt wurden, Spanferkel sind, Sirenen, Fabelwesen, Straßenhunde, sich verrückt aufführen, zahllos sind, als Zeichnung mit feinem Pinsel aus Kamelhaar festgehalten werden, etc., die einen Krug zerschlagen haben, die von Weitem wie Fliegen aussehen.

Was in dieser Enumeration den eurozentrierten Vorstellungshorizont übersteigt, wird als widersinnig abgetan. Der Akzent auf diesem Vorurteil manifestiert die Wirkung des historischen Apriori des Wissens. Als skandalös angesehen wird die disparate Rubrizierung von Nichtvergleichbarem im enumerativen Textverlauf. Denn für sich betrachtet sind die lebenden und toten Dinge nicht schockierender als landläufige Motive der europäischen Phantasiewelten der Märchen oder gotischer Fratzen. Foucault interpretiert das Aufzählungsmodell von Borges als Unterminierung der Idiomatik und damit der Anordnung von Motiven, die entsprechend einer kulturellen Lizenz Einträge nach Identität und Analogie vornimmt.⁹⁶ Zwei methodische Schlüsse zieht er daraus, die Ausrichtung des Forschungsinteresses auf die Intransitivität des Diskurses sowie die Ausblendung des Referenten in der strukturalistischen

95 Zum diskursiven Feld bei Foucault siehe Joachim Küpper: „Was ist Literatur“, in: *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft*, H. 45/2, 2001, 187–215, hier 194.

96 Foucault (Anm. 86), 9: Borges' Sprachpraxis ist heterotopisch. Im Unterschied zur Utopie verstört die Heterotopie, weil nichts an seinem Platz ist. Foucault setzt dazu Syntax und Grammatik metaphorisch und konnotiert die Voraussetzung der Klassifizierbarkeit von Weltmodellen.

Trias.⁹⁷

Foucault schreibt für die drei Epochen der Renaissance, Klassik und Moderne eine „Analyse des Sprachgebrauchs in Diskursen“. Für jede Epoche nimmt er eigene epistemische Paradigmen an⁹⁸. Sie erzeugen, wobei offen bleibt, ob unterschwellig oder sogleich manifest, fortgesetzt das historische Apriori⁹⁹, dessen Veränderung *ex post* durch Diskursanalyse zu ermitteln ist; „ce qui est important, ce qui permet d’articuler en elle-même l’histoire de la pensée, ce sont ces conditions internes de possibilité“.¹⁰⁰ Die Möglichkeit, Sprache zu ontologisieren, bewegt die Forschung.¹⁰¹

Demnach kennzeichnet die Renaissance die Episteme der Ähnlichkeit, etwa zwischen dem Auge und der entsprechenden Gestalt des Samenkorns einer Heilpflanze. Don Quijote scheitert, weil er im Kampf gegen Windmühlen die inzwischen entwertete Ähnlichkeitsrelation mit Riesen vorausgesetzt hat. Zentrale Episteme der Klassik ist Repräsentation. Repräsentation setzt voraus, dass Dinge nach widerspruchsfreien Schemata beobachtet, zerlegt und systematisch zu Komplexen zusammengefügt werden.¹⁰² In der Moderne schließlich wird ein prekär gewordenes menschliches Vermögen zur globalen Welterkenntnis thetisch.¹⁰³

97 Siehe Kammler (Anm. 17), 61.

98 Siehe Vittoria Borsò: „*Utopie des kulturellen Dialogs oder Heterotopie der Diskurse?*“, in: Hempfer (Anm. 73), 95–117, hier 103 f.

99 Foucault (Anm. 86)). Als Leistung Cuviers gilt: „Tout l’apriori historique d’une science des vivants se trouve par là bouleversé et renouvelé“ (287). Entsprechend: „Les dispositions grammaticales d’une langue sont l’a priori de ce qui peut s’y énoncer“ (311).

100 Ebd., 287 f.

101 Siehe Kammler (Anm. 17), 66 ff.

102 Derart taxonomisch verfahren seit Montaigne die französischen Moralisten, zeitgenössische Dramatiker und Erzähler, die sich dieser Anthropologie anschließen. Die Rede ist in Maximen und Sentenzen vom Menschen schlechthin, wie er sich als Gattungswesen jederzeit und überall darstellt, wobei Themen der Theologie nunmehr als freies Rasonieren über die Lebensführung gehandelt werden.

103 Hier sei vermerkt, dass erst spät nachgewiesen wurde (Rainer Marx: „*Foucaults Irrtum*“, *Frankfurter Rundschau*, 24. 4. 1999, bezieht sich auf Bildanalysen von Hermann Ulrich Asemissen, 1992), dass ausgerechnet das erste Kapitel, das zum Erfolg des Buches beigetragen hat, kunsttheoretische Fehlinterpretationen enthält. Foucault beschreibt in „Les suivantes“ (19–31) das Gemälde von Velázquez, *Las Meninas* (1656), in der Absicht, das Wesen der klassischen Repräsentation zu exemplifizieren. Vom Kunsthistoriker muss sich Foucault vorhalten lassen, dass er das barocke Spiel mit Spiegelungen verkennt und seine Hypothese von der Unmöglichkeit eines Subjekts zur Selbstrepräsentation deswegen fraglich wird, weil das Gemälde einen Maler als Subjekt zeigt, der die Repräsentation des Hofstaats wahrnimmt und sich zu dessen Wiedergabe zum Objekt, das er in das Bild einbaut, macht. Foucault versucht aber nachzuweisen, dass die Episteme der Klassik diesen Anspruch noch nicht vorsieht.

Vor dem 18. Jahrhundert, so Foucaults Strategem, sind die gefährdete Existenz des lebenden, arbeitenden, erkrankenden Einzelnen und seine Lebensdauer kein Thema. Denn Descartes' erkenntnistheoretische Axiomatik gilt so lange, als in dieser Selbstbezogenheit primär das Wort, nicht der Sprecher souverän ist und der klar strukturierte Diskurs Evidenz leistet. Er operiert mit derartiger Verbvalenz, dass das Sein zum Objekt des Denkens erklärt wird. „Cogito, ergo sum“ wird zum Beispielsatz wie das Wort ohne individuelle Kompetenz „la transparence des choses“ garantiert.¹⁰⁴

Im 19. Jahrhundert vollzieht sich ein Umsturz in der Weise, dass die Welt, weil sie aufhört, *die* Welt zu sein, sich nicht mehr restlos im Wort offenbart, vielmehr Wörter Dinge problematisch, u.a. fach- und sondersprachlich verschriften. Das seit dem 19. Jahrhundert wirkende Apriori, „interpréter et formaliser“, enthüllt seine Schwäche ausgerechnet im Entwurf der romantischen Ästhetik, weil sie zumindest in der Lyrik Intransitivität der Literatur legitimiert, die immer weniger bezeichnet oder nachahmt und ihre Selbstbezüglichkeit ausbaut.¹⁰⁵ Dieser Parameter bagatellisiert die Leistung der die dynamische Gesellschaft erklärenden Narrativik von Stendhal bis Zola. Denn diese setzt, wie die Gebrauchssprache, auf Transitivitytät; der Prozess erklärt andererseits, warum Flauberts Erzählstil der Alternanz von „maximaler mimetischer Eindringlichkeit“ und Konterkarierung dieser Textvaleur¹⁰⁶ nicht nahtlos in die genannte Autorenreihe passt.

Wenn Foucault mit der Kategorie der genealogischen Abfolge arbeitet, Abfolgen, die sich episodisch, inkongruent, jedenfalls nie teleologisch vollziehen, rekurriert er auf die Orientierungsinstanz der Postmoderne Nietzsche, nähert sich dessen Setzung geschichtlicher Abläufe als Metamorphosen, Zwischenfälle, Fehlgriffe, Übergänge und Untergänge an. Allerdings distanziert er sich von Nietzsches Sarkasmus, der im „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“, *Jenseits von Gut und Böse*, den „historischen Geist“¹⁰⁷ dafür tribunalisiert, dass er zum „Karneval großen Stils, zum geistigsten Faschingsgelächter“ und einer „aristophanischen Welt-Verspottung“ strebt.¹⁰⁸ Foucault nähert sich der Katastrophentheorie in *Zur Genealogie der Moral* soweit an, als historische Veränderung durch „Selbstaufhebung“ geschieht,¹⁰⁹ wobei er

104 Foucault (Anm. 86), 322.

105 Ebd., 313.

106 Siehe Joachim Küpper: „*Mimesis und Botschaft bei Flaubert*“, in: *Romanistisches Jahrbuch* LIV, 2004, 180–212, hier 206.

107 Der Historiker, ob Nihilist oder Gutmensch, gehört vors Narrengericht, denn er ist „halb Pfaff, halb Satyr, Parfum Renan“. Nietzsche (Anm. 30), 895.

108 Ebd., 686.

in die Nähe einer Aporie gerät, wenn er einerseits geschichtliches Handeln entpsychologisiert¹¹⁰ und andererseits dem Inventar der in der Genealogie verzeichneten Strategien einen aus dem Wissen geborenen Willen zur Macht unterlegt.¹¹¹ Von Foucaults Ansatz her wird aporetisch, was bei Nietzsche topisch ist. Foucault kann zwar nicht hinreichend erklären, weshalb Comtes bedingungslose Ausgliederung der Metaphysik seit dem 19. Jahrhundert die fortgesetzte Rede von einer Metaphysik des Lebens, der Arbeit, der Sprache nicht verhindert, wohl aber konzentriert er sich auf die Deutung der Leitfunktion des gesellschaftlichen Faktums bei der Ermöglichung von Wissensformationen.

Drei simultane und von Foucault epistemisch gleichgeschaltete Domänen, die Biologie, Ökonomie, die bisher nie von dieser Analogie konzipiert worden ist, und Philologie („étude du langage“), formieren die neue Humanwissenschaft.¹¹² Ihre Oberflächen nehmen Projektionen auf. Im Falle der Reflexion über Diskurse entwirft Foucaults Methode eine anonyme, sprachkompetente Instanz, die „surface“. Die Sprache („le langage“) ist wie ein Bild, das auf diesem Oberflächenkonstrukt auftrifft. Hier kann abgelesen werden, welcher Sinn („un sens“) menschlicher Praxis zufällt. Es bleibt also bei Nietzsches These von der Formation der Wissenskonfigurationen, und Foucault verdeutlicht seine Aussage dahin, dass unter der Voraussetzung des „représentable“ die Wahrnehmung von positivem Sinn negativen Sinn nicht ausschließt.¹¹³ Seine archäologisierende Anthropologie gipfelt schließlich in einer *Figura*, die sich in jansenistischer Aura bei Pascal¹¹⁴ findet – dem enteigneten Menschen mit dem aberkannten Status eines Souveräns. Die fällige Exegese kommt nicht ohne metaphysische Zugriffe aus. Erfahrungen seiner Genealogie, Altlasten der Menschheitsgeschichte, enteignen den Menschen, bereichern ihn nicht, berauben ihn des Traums vom Goldenen Zeitalter und der Sehnsucht nach der allgemeinen Sprache vor der babylonischen Verwirrung oder der Schönheit des Urschreis der Menschheit, „Aimez-moi“, mit dem, wenn man Rousseau glauben soll, harmonische und längst noch nicht

109 Ebd., 898. Zur Beschäftigung Foucaults mit der *Genealogie der Moral* siehe Kammler (Anm. 17), 65.

110 Siehe Dreyfus/Rabinow (Anm. 94), 161.

111 Zu Foucaults Aufsätzen über Nietzsche seit 1971 siehe Dreyfus/Rabinow (Anm. 94), 157ff.

112 Foucault (Anm. 86), 368. Foucault setzt für alle Sektoren, also auch die Ökonomie, die nämlich gültige Episteme voraus.

113 Ebd., 368 f., 372.

114 Siehe Blaise Pascal: *Pensées*. Éd. Louis Lafuma, Paris 1952, Fragment 220, Seite 161: „Ce sont misères de grand seigneur, misères d'un roi dépossédé.“

entfremdete Gesellschaft eröffnet wird.¹¹⁵ Foucault formuliert den Verlust mit dem Neologismus „deshistoricisé“,¹¹⁶ der die Tragik erhellt. Alle Träume der Menschheit sind Universalien, die an dem Punkt sich auflösen, da der Einzelne, nicht mehr das Gattungswesen Mensch, im 19. Jahrhundert seine individuelle Geschichtlichkeit als Gefährdung erfährt, seit für ihn die Verheißungen, deren sich das Menschengeschlecht erinnert, entfallen. Er ist nicht mehr eingebettet in Geschichte als *Histoire*, sondern lebt seine jeweilige, offene Geschichte und erfährt, dass diese *histoire* auf der Basis von Beziehungen („rapports“) rapide und riskant verläuft.¹¹⁷ „L’homme est une invention dont l’archéologie de notre pensée montre aisément la date récente. Et peut-être la fin prochaine.“¹¹⁸ Ohne Nietzsches Mythos vom letzten Menschen oder Lyotard zu apostrophieren, denkt Foucault das Ende der Großen Erzählungen als Defizit einer Geborgenheit. Entsprechend konzentriert er sein Literaturbild auf Dichter wie Hölderlin, die Surrealisten, Bataille, Blanchot oder Kafka, da seine Skepsis bei ihnen die Verarbeitung eingebrochener und verworfener Strukturen des einzelnen Daseins, die nur noch in ihrer Rätselhaftigkeit und fragmentarisch zu vermitteln sind, thematisiert sieht.¹¹⁹

Epilog, kein Schluss

Profiteur postmoderner Umbrüche sind die Narrativik und mit ihr die Narratologie, während der kulturevolutionäre, ursprünglich romanfeindliche Surrealismus in Bretons Manifest an zentrifugalen Projekten der eigenen Gruppe scheitert, seit politische Lyrik, invektivisch auf die französische Innen- und Kolonialpolitik der Dritten Republik gerichtet und als panegyrischer Beitrag zum Sozialistischen Realismus mit dem Denk- und Schreibstil der *écriture automatique* nicht zu rechtfertigen ist, und vollends seit Aragons Romane als Destruktion des Surrealismus wahrgenommen werden.

Wenn der Strukturalismus, *mise en abyme* literarischer Technik wie ihrer Technologie, ein eigenes Feld beansprucht, verbindet er, was über die herkömmliche poetologische Selbstverständigung hinausreicht, die Produktion auf der Objekt- und Metaebene mit der Ergründung epistemischer Koordinaten; der Zeitgeist, *Geist auf Zeit*, konditioniert mit der Zuständigkeit des Wis-

115 Zum postumen *Essai sur l’origine des langues* siehe Jürgen Trabant, *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*, Frankfurt a.M. 1998, 153 ff.

116 Foucault (Anm. 86), 380.

117 Ebd., 38 f.

118 Ebd., 398.

119 Ebd. 395f.

sens das Schreiben, Lesen und überhaupt jede Weltaneignung. Vorstellbar wäre für Foucault wie Barthes das Paradox eines von der Linguistik bereits angedachten „structuralisme diachronique“. ¹²⁰ Roland Barthes erhebt den Entwurf zum Desiderat und erläutert an der Entgrenzung rhetorischer Topoi am Ende des 19. Jahrhunderts sowie der Neufassung der Wirkungen metasprachlicher Konnotation, wie Hjelmslev sie untersucht, die Notwendigkeit, Verfallsdaten jedes Code zu bestimmen. „Quels sont les signifiants de connotation? leur étendue? leur système?“ ¹²¹ Fast zeitgleich mit Barthes' These (1965), eröffnet Foucault 1966 vor der Projektionsfläche genealogischer Umbrüche mit der Privilegierung der Trias Biologie, Ökonomie und Philologie eine epistemische Neubestimmung von Diskursen. Barthes dementiert ausdrücklich den Anspruch von Lukács und Brecht, einzig über die Konstellation von Sozialgeschichte und ideologischen Formationen den Kern von Literarizität zu entschlüsseln. Sein früherer Anspruch, Robbe-Grillet wortwörtlich zu lesen, ¹²² berechtigt ihn zur Feststellung, der Marxismus, den Philippe Sollers als Herausgeber von *Tel Quel* nie in Frage stellen lässt, versage vor dem „mystérieux“ literarischer Diskurse. Als Gegenmaßnahme projiziert er das Konzept einer Literaturgeschichte, die über Ideen- oder Gattungsgeschichte hinaus eine bisher nicht intendierte Epochisierung, „une nouvelle intelligence de l'histoire“ ¹²³ konstruiert. Unter Berücksichtigung der Alternanz im „caractère stable et périssable des codes d'écriture“ werden eigene Konfigurationen fällig. Damit leistete diese poststrukturalistische Literaturgeschichte, deren Denker mit der *Tel Quel*-Gruppe die Entkanonisierung der Erzählform Balzacs und Zolas betrieben und ihnen den apokryphen Status verpasst haben, im Idealfall die Aufhebung von Diktaten, die entsorgen, was als nicht zeitgenössisch und darum nicht zeitgemäß wahrgenommen wird. ¹²⁴ 1971 zitiert Barthes beiläufig die Geschichtsphilosophie Vicos, dessen Konzept der sich in Spiralen vollziehenden Geschichte dieses Projekts geschichtsphiloso-

120 Barthes (Anm. 12), „Réponse à une enquête sur le structuralisme“ (1965), 1353–1354.

121 Ebd., 1533.

122 Ebd., 934 (Text von 1961; Kritik an der adjektivischen Filmsprache in *L'Année dernière à Marienbad*).

123 Ebd., 1534. Früher notiert er, dass Michelet zwei geschichtsphilosophische Modelle ausgleicht, Herders Wachstumstheorie („Histoire-Plante“) und Vicos Spirale. Ebd., 261. Zu Michelets aktiver Vicorezeption siehe Jürgen Trabant: „*Mon Vico, mon juillet, mon principe héroïque. Poetische Charaktere im historiographischen Diskurs Michelets*“ in: Brunhilde Wehinger (Hrsg.): *Konkurrierende Diskurse*. FS Winfried Engler, Stuttgart 1997, 57–77 sowie Jürgen Trabant: *Neue Wissenschaft vom alten Zeichen: Vicos Sematologie*, Frankfurt a.M 1994.

124 Wie Stendhal in *Racine et Shakespeare* dieses Dilemma offen legt, bleibt exemplarisch.

phisch sichern kann.¹²⁵ Mit der Wiedereingliederung der Diachronie in das Sprachdenken, ohne die Barthes und Foucault die angenommenen Zeiträume der Sedimentierung von Wissen in der Sprache, der Sprachwerdung der Welt, nicht rechtfertigen können, wird nicht grundsätzlich aufgegeben, dass Zeichen über ihren Status eines Produkts hinaus produktiv wirken. Imaginäres wie Empirisches wären nichts, wenn sie nicht zur Sprache gebracht würden.¹²⁶ Der Prozess dieser Veranschaulichung wird primär innersprachlich verhandelt. Wenn Barthes epistemische Umschichtung an Dementis, die exemplarisch die Auflösung des Korpus an Topoi aufrufen, festmacht, bestätigen sie seine Vision, wonach alternierende Sprachformen aller Textklassen Rückschlüsse auf die Endlichkeit von Weltanschauungen eröffnen.

Wenn auch seit dem Tode von Barthes und Foucault vom Collège de France keine hegemonialen Lektionen zum Thema Wissen über Texte ausgegeben werden, ist der Nachdruck auf epistemischen Systemen, die das „individuelle und kollektive Subjekt“ transzendieren,¹²⁷ nach wie vor geeignet, die Opposition von affirmierender oder unterminierender Inhaltsästhetik, die für Sartre die Entfaltung der französischen Literatur seit der Aufklärung regelt, neu zu beschildern. Vorentscheidungen der postmodernen Ästhetik sind ernst zu nehmen, wenn mit kunstphilosophischer Absicht das Zeichen als tiefenlos auszuweisen ist.¹²⁸ Was aber, wenn sich Oberfläche in Oberflächlichkeit erschöpft¹²⁹ oder, wie Baudrillard¹³⁰ annimmt, Bildoberflächen als Simulacra aufgelöst werden?

125 Barthes (Anm. 19), 1168.

126 Christian Kohloss (*Die poetische Erkundung der wirklichen Welt. Literarische Epistemologie 1800–2000*, Bielefeld 2010, 27) diskutiert von diesem Punkt aus die Erträge nicht-empirischer Epistemologie versus philosophischer Erkenntnistheorie.

127 Siehe Borsò (Anm. 98), 105.

128 Barthes (Anm. 19), 1533. Gerhard Regn analysiert entsprechend einen Roman von Laura Manicelli, *I dodici abati di Challant (1981)*. „Postmoderne und Poetik der Oberfläche“, in: Hempfer (Anm. 73), 52–74.

129 Ebd., 70. Für Regn ist sichergestellt, „dass die Ästhetik der Oberfläche sich nicht in bloßer Oberflächlichkeit erschöpft“, weil die Reflexionsleistung solcher Texte erkenntnisfördernde Akte sind. Dies funktioniert, solange durch die Doppelcodierung postmoderner Texte (69) kein präreflexives, vergnügungssüchtiges Leseverhalten ins Spiel kommt.

130 Siehe J. Baudrillard: *Simulacres et simulation*, Paris 1981.